

Praktische Probleme bei der Niederwildbewirtschaftung

Franz Bartolich^{1*}

Wenn man, so wie ich, auf eine fast 40jährige Berufsjäger-tätigkeit zurückblickt und nach längerem Nachdenken den Versuch anstellt, sich in die alte Zeit zurück zu versetzen, wird einem in Erinnerung gerufen, was sich in diesen vielen Jahren Schritt für Schritt zum Nachteil für unser Niederwild verändert hat.

Vorwegnehmen möchte ich, dass meine Betrachtungen aufgrund meiner jahrzehntelangen Arbeit im Revier entstanden sind und hier verhärtet sich der Eindruck, dass sich der Lebensraum für unser Niederwild langsam aber stetig ungünstig verändert. In meiner Jugendzeit wurden nach der Ernte die landwirtschaftlichen Flächen stückweise vom Stroh befreit, da man dieses dringend für die Viehwirtschaft benötigte. Anschließend hat der Landwirt die Flächen nur seicht geackert - dies nannte man auch „Heim stürzen“. Es war auch so, dass einige Stoppelfelder ohne weiteres unbearbeitet liegengelassen sind und das Feld nur einmal im Herbst tief geackert wurde. Diese Flächen waren für das Niederwild ausgesprochen wertvoll, da dort verschiedenste Kulturen wuchsen, welche für das Niederwild Äsung und Schatten über den heißen Sommer hinweg bedeuteten.

Durch die Erfindung des Grubbers hat sich die Art der Bewirtschaftung von landwirtschaftlichen Flächen gewaltig zum Nachteil für das Niederwild verändert. Heute ist die Erntemaschine keinen ganzen Tag lang weg vom Feld, beginnt bereits das „Umreissen“ der abgeernteten Felder. Es wird wie wild gegrubbert und alles was zurückbleibt, ist nur sommerverbrannte Erde. Sollte sich etwa nach zwei Wochen etwas Grünes zeigen - auch als Auswuchs bekannt - wird erneut gegrubbert, sodass sukzessive riesige schwarze Flächen entstehen und ein Existieren auf solchen Flächen nahezu unmöglich macht. Für unser Niederwild bricht somit die härteste Zeit des Jahres an.

Hatten wir vor 30 Jahren in unseren Revieren kleinstrukturierte Parzellen, gespickt mit Artenreichtum und Pflanzenvielfalt, so herrschen heute Grundstückszusammenlegungen von Landwirten untereinander ohne Kommissierung, sodass die Flächen folglich immer größer werden bzw. die Anzahl der Erwerbsbauern immer rückläufiger wird. Die Folgen von Tausch, Verpachtung oder Ankauf von Ackerflächen sind dramatisch für unser hiesiges Ökosystem. Die Artenvielfalt und der Randstreifeneffekt gehen verloren.

Ein ökonomisches Potpourri war früher auch dadurch gegeben, da jedes Bauernhaus im Ort auch zusätzlich Viehwirtschaft betrieben hat. Dies machte es zur Notwendigkeit, verschiedenste Kulturen anzubauen - von Luzerne über Futterrüben, bis hin zu Kartoffeln und Futtermais. Man war eben Selbstversorger, sodass für die Familie auch Gemüse, Obst und Wein angebaut wurde. Es war somit auf natürliche

Art und Weise den ganzen heißen Sommer lang ein Nahrungsangebot für die im Feld lebenden Tiere vorhanden.

Die Tatsache der eigenen Viehzucht in den Bauernhäusern erscheint mir noch aus einem weiteren Punkt sehr wichtig. Durch die Tierhaltung war es ein ungeschriebenes Gesetz, dass der Landwirt zwar tagsüber seine Felder bestellte, jedoch morgens und abends seine Tiere im Haus versorgte. Durch diesen Umstand konnte das Wild, sowohl am Morgen als auch am Abend, in aller Ruhe auf den reichlich vorhandenen Äsungsflächen austreten. Der Jäger war dadurch in der Lage, sein Wild ungehindert in dieser Zeit zu beobachten bzw. eventuell notwendige Maßnahmen mühelos zu treffen. Für die heutige Landwirtschaftsindustrie gibt es nicht den geringsten Anlass zwischen Tag und Nacht unterscheiden zu müssen.

Völlig einleuchtend, dass der Landwirt von seinem Ackerland sein Leben bestreiten muss und je mehr Ertrag er erwirtschaftet, desto mehr Einnahmen werden erzielt. Somit wird jede noch so kleine Fläche, jeder Winkel, jeder Wegrand derart ausgereizt, um darauf Getreide anzubauen. In diesem Zusammenhang fällt es mir oft schwer die Äußerung zu verstehen, die von Vertretern der Landwirtschaft immer wieder betont und gelobt wird: „Die Landwirte sind die Erhalter der Natur“. Dies mag wohl in den Gebirgsrevieren möglicherweise zutreffen - in der intensiv betriebenen Flächenbearbeitungsmaschinerie in unserer Region ist offenbar genau das Gegenteil der Fall.

Ein weiteres Schauspiel im Revier bietet sich zu jeder Tages- und Nachtzeit zwischen Naturliebhabern und Freizeitsportlern. Sei dies als Spaziergänger, Läufer, Nordic Walker oder Radfahrer. Als Mediziner würde ich diese Einstellung auch wärmstens begrüßen, jedoch nicht als pflichtbewusster Waidmann. Auch in den Augen von Hundeliebhabern ist immer wieder ein Funkeln zu erkennen, wenn ihre Vierbeiner die Weiten der pannonischen Tiefebene ohne Leine erkunden und beiläufig deren Jagdinstinkte schärfen können. War es in den Anfangsjahren meiner Berufs-jägertätigkeit durchaus möglich, die Tiere vor wildernden Hunden zu schützen - das Jagdschutzorgan war vom burgenländischen Jagdgesetz her auch dazu verpflichtet - ist dies heutzutage undenkbar geworden. Das Gesetz hat nach wie vor Gültigkeit. Ich würde heutzutage aber niemandem empfehlen, einen wildernden Hund zu erlegen, wenn auch Unruhe im Revier durch freilaufende Hunde immer öfter wahrgenommen werden kann. Eine Lawine von negativen Berichterstattungen würde über einen hereinbrechen - ganz gleich, ob der Jäger vom Gesetz her Rechtsens handelte oder nicht. Ich möchte hier nicht alles schmähend darstellen, denn gut zu beobachten und schön zu erleben war es, als Österreich der Europäischen Union beitrat: In den Anfangsjahren

¹ Berufsjäger in Nickelsdorf, Bahnstraße 17, A-2425 NICKELSDORF

* OJ Franz BARTOLICH



waren die Bauern dazu verpflichtet, 17% der gesamten Bewirtschaftungsfläche brach liegen zu lassen. Dies wurde auch finanziell attraktiv abgegolten. In einigen Revieren hat die Jägerschaft den Bauern sogar eine freiwillige Prämie als Draufgabe ausbezahlt, um den Häckseltermin hinauszuzögern. So wurde vereinbart erst Mitte September oder Anfang Oktober die Grünflächen zu mähen und bis dahin keinen Finger zu rühren.

Die Effekte in der Natur waren deutlich zu erkennen. Die Anzahl der Lerchen hat beachtlich zugenommen, sogar die seltene Schopflerche konnte beobachtet werden. Aber natürlich auch die Rebhühner, Wachteln, Fasane und Hasen haben einen deutlichen Aufschwung erlebt. Selbst in Vergessenheit geratenen Reptilienarten wie den Eidechsen wurde der Population wieder auf die Sprünge geholfen. Wenn man an warmen Nachmittagen im Revier unterwegs war, konnte man scharenweise starke Rebhuhnketten entdecken. Der Natur wurde wieder sichtlich Lebensraum für verschiedenste Arten zurückgegeben. Diese positive Entwicklung hat allerdings nach etwa 10 Jahren wieder abgenommen. Der Prozentanteil von 17% Brachfläche wurde immer weiter herabgesetzt, bis sogenannte Flächen aus dem EU-Topf nicht mehr gefördert wurden und schlussendlich aus dem Unterstützungsprogramm zur Gänze verschwanden. Dabei bin ich fest davon überzeugt, dass es in jedem unserer Reviere ertragsschwache Flächen gibt, welche zwar bestellt werden, aber es sich eigentlich nicht lohnt, diese zu bewirtschaften. Der Einsatz von Kraftstoff und Maschine ist viel zu kostenintensiv um hier Gewinne einzufahren. Würde man heute dem Landwirt für solche Flächen eine entsprechende Prämie bezahlen, bin ich der Meinung, dass viel mehr von diesen kleinen „grünen Inseln“ entstehen könnten. Die Natur im Niederwaldrevier würde erneut zu neuem Leben erwachen.

Ich möchte damit nicht behaupten, dass der Landwirt Flächen mit guter Ertragslast nicht bearbeiten soll. Aber jene unproduktiven Stellen in den Revieren, wo offensichtlich kein Erlös zu erwirtschaften ist, bitte unberührt liegen lassen. Wenn man diese Gedanken aufgreift und in weiterer Folge an höheren Stellen in den Geldverteilerstätten der Landwirte berücksichtigt, wäre der Ökologie in einem ersten Schritt sehr geholfen.

Es soll hier aber nicht der Eindruck entstehen, dass die Jäger schuldlos sind und die Ursachen am starken Rückgang des Niederwildes ausschließlich bei anderen zu suchen sind. Meiner Meinung nach sind dies mehrere Faktoren, die zu einer missglückten Entwicklung unserer Niederwildstrecken beigetragen haben. Allen voran betrifft es die Jägerschaft selbst, die im Kreise mondäner Jagdgesellschaften den Blick für das Wesentliche verloren hat.

Wenn ich an meine Jungjägerzeit und vor allem an die damalige Ausbildung zurückdenke, so wurde damals ab der ersten Unterrichtsstunde darauf geachtet, dass man den JungjägerInnen vor Augen führt, dass ohne gezielte und konsequente Prädatorenkurzhaltung eine Bejagung von Niederwild schlichtweg unmöglich ist. Der heutige Inhaber einer Jagdkarte, so entsteht der Eindruck, will in erster Linie „vorne“ stehen, um möglichst oft zum Schuss zu kommen. Dabei scheint ihm in Vergessenheit zu geraten, wie empfindlich Niederwild überhaupt herangehegt werden muss. Ein nicht unwesentlicher Teil meiner theoretischen

und praktischen Ausbildung bestand damals auch darin, die Möglichkeiten von Raubzeugfang bzw. die Vielfalt der Fallenarten und deren Handhabung kennen zu lernen. Zu guter Letzt wurde mit uns auch ausgearbeitet, wo und wie diese Art der Raubzeugbekämpfung zum Erfolg führen kann.

Ich hatte zum Glück die Möglichkeit, noch bevor ich Berufsjäger geworden bin, in einem sehr gut gehegten Niederwaldrevier unter Anweisung eines erfahrenen Berufsjägers meine ersten Schritte im Revier zu machen. Damals war es so, dass wir täglich (!) morgens zur Fallenkontrolle ausgefahren sind, teilweise die Strecke zu Fuß zurücklegten. Heute ist diese Art der Revierbetreuung fast zur Gänze verschwunden, eine tägliche Kontrolle des gesamten Fallenparks findet kaum mehr statt. Ich kann dies aber nur jedem Kollegen wärmstens empfehlen, vor allem stellt dies eine hervorragende Beschäftigung von Jungjägern dar, um ein Gefühl für die sensible Thematik zu entwickeln. Man würde darüber hinaus staunen, welche Strecke an Raubwild über ein Kalenderjahr verteilt erzielt werden würde.

Weiter wurde im Frühherbst zu kirren begonnen und im Spätherbst nach dem ersten starken Frost wurden alle Fallen fängisch gestellt, um dem Raubwild sozusagen an den Balg zu rücken. Jedes einzelne Stück Raubwild wurde weiters abgelgt, getrocknet und schlussendlich in den Handel zur weiteren Verarbeitung gebracht.

Einerseits ist das Interesse hierfür stetig zurückgegangen, auch aufgrund von Lobbyismus, der das Tragen von warmen Pelzen in ein negatives Licht rückte und somit für den Jäger keinen finanziellen Anreiz mehr darstellt. Andererseits muss ich auch darauf hinweisen, dass die Möglichkeiten der Verwendung von Fallen von den Behörden immer mehr eingeschränkt wurden bzw. sukzessive so gut wie alle Anlagen verboten wurden, so dass nur mehr die nackte Bejagung mit der Büchse übrig blieb. Letztendlich ist durch diese Maßnahmen eine sinnvolle Reduzierung des Raubwildes schlicht und ergreifend aussichtslos. Alleine die Betrachtung der letzten 2 Monde, die im Burgenland von Nebel durchzogen waren, zeigt, dass ein Ansitz am Luderplatz nahezu erfolglos bleibt und nur minimale Chancen für eine Raubwildbekämpfung mittels Flinte bietet.

Vor einigen Jahren besuchte ich einen Vortrag in Oberösterreich über Niederwild. Unter anderem kam auch ein gewisser Herr Prof. Spittler zu Wort, der damals, obwohl längst verboten, der Überzeugung war, dass ein Tellereisen kein Modell von Tierquälerei darstellt. Heutzutage braucht man darüber keine Gedanken mehr zu verschwenden. Trotzdem würde ich es begrüßen, wenn die Hoheit der österreichischen Jägerschaft in Verbindung mit entsprechenden Fachleuten aus der Praxis das Verbot von Totschlagfallen und Abzugeisen zumindest überdenkt und eventuell eine Verwendung in Zusammenhang mit einer zweckvollen Ausbildung andenkt bzw. wieder einführt.

Sollte dies allerdings keiner Diskussion würdig sein, so sehe ich die schönen Jagden auf Niederwild bald der Vergangenheit angehörig.

Mir ist bewusst, dass im überwiegenden Teil unserer Reviere Schalenwild die Hauptwildart darstellt, wo der Fuchs eine untergeordnete Rolle spielt. Wollen wir aber auch in Zukunft auf Niederwild in Teilgebieten Österreichs jagen, so ist eine effiziente Prädatorenkurzhaltung unumgänglich, da jedem Niederwildjäger absolut klar ist, dass Fuchs und

Marder keine natürlichen Feinde mehr haben und dadurch die Hauptverantwortlichen am Rückgang der Strecken sind. Am Anfang meiner Dienstjahre ist die Tollwut in unseren Breiten ausgebrochen. Im Zuge dessen kam es vorerst zu einer natürlichen Reduktion des Fuchses. Parallel wurde aber auch darauf hingearbeitet, die Fuchspopulation soweit kurz zu halten, damit sich die Tollwut totläuft. Dementsprechend begann man daher Giftkapseln auszubringen, die die Fuchspopulation weiter zurückgehen ließ und den Bezirk Neusiedl am See lt. Veterinärmediziner fast tollwutfrei machte.

Kluge Köpfe machten sich in einem weiteren Schritt stark, die Tollwut mittels Immunsierung der Füchse selbst zu eliminieren. So wurden anfangs Köder mit den Impfstoffen von den Jägern ausgebracht, später passierte dies unter hohem Kostenaufwand mittels Flugzeugen und speziell geschulten Ressourcen. Der natürliche Rückgang der Raubwildpopulation wurde dadurch nur verhindert.

Eine wesentliche Problematik ist für mich persönlich aber der Umgang mit der Waffe bei der Ausbildung zum Jäger. Schon in frühen Zeiten wurde darauf sehr viel Wert gelegt. Um daher die Jagdprüfung erfolgreich bestehen zu können, muss man verpflichtend eine gewisse Anzahl an Tontauben treffen. Aus diesem Tontaubenschießen entstand jedoch im Laufe der Jahre immer mehr ein Kult, der für viele eine amüsante Freizeitbeschäftigung mit der Waffe darstellt -

ohne Widerrede, die Treffsicherheit muss gewährleistet sein. Würde aber nur ein Teil dieser wertvollen Zeit zur Bejagung am Ansitz auf die Nebelkrähe bzw. die Elster verwendet werden, würde dem Niederwild sehr viel Gutes getan. Darüber hinaus kann für Geübte diese Art von Jagd sehr interessant sein. Weiter bin ich überzeugt, dass wir aber selbst bei aktiver Bejagung dieser Vögel den raschen Zuwachs dieser Arten nicht erlegen könnten. Und zum Tontaubenschießen *per se* noch ein Wort: Ich durfte sowohl Olympiasieger als auch Weltmeister im Tontaubenschießen bei Jagden erleben, die allesamt keine Garanten für Treffsicherheit verkörperten. Sie trafen zwar nahezu blind die Tontauben, verfehlten aber umso öfter den Hasen.

Die Jagd bzw. die Art der Jagd unseres Niederwildes wird sehr oft kritisiert. Allerdings muss zur Kenntnis genommen werden, dass eine ausgiebige Schonung bzw. den „Finger lang lassen“ nicht zielführend ist, solange man keine effektive Raubzeugbekämpfung in alle Richtungen betreibt. Beispiele aus der Praxis findet man in den verschiedensten Revieren zu genüge.

So sehe ich als Hauptaufgabe für eine positive Zukunftsentwicklung von Niederwildrevieren die vermehrte Raubzeugbekämpfung einerseits, andererseits eine engere Zusammenarbeit mit der Landwirtschaft zur Schaffung von Öko-Nischen für einen stabilen Niederwildbesatz.